

# Die Marquardten [Fortsetzung]

Autor(en): **Baumgartner, Oskar G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572474>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

vergeßliches Abenteuer, wenn man mit einem Fuß ins Bodenlose hinausgerät, wenn ein Schwarm Fledermäuse einem übers Gesicht streicht und wenn das kleine Töchterchen Teresa einem auf der schwankenden Leiter kurzweg das Mastuch aus dem Rock reißt und sich das rosig gestülpte Gubbiernäschen darin schallend ausschneußt. Droben am hohen Glockenfenster wird's schlimm. Die Kinder trippeln übers äußerste Kranzgesimse wie junge Katzen auf und nieder und spucken weit hinaus auf den Markt hinunter. Doch das ist alles nichts mehr, wenn der behende Schlingel Beato seine Frechheiten zeigt. Er sperrt das Maul auf, daß man sieht, wie er sich am Zucker seines Onkels, des Konditors Belli Bellini, alle Milchzähne bis auf die zwei mittlern ungeheuren Schaufeln ausgebissen hat, springt an die ruhige Glocke, schwingt sie zu so ungeladener Zeit auf und ab und fliegt plötzlich, bevor sie erklingen kann, an ihrem Schwengel zur Luke hinaus, hoch über die Häuslein, die Menschlein, das ganze Städtlein durch schwindelblaue Lüfte. Dann saust er wieder herein und zum andern Fenster hinaus, zapplend vor Tollheit und knirschend vor Lebensübermut. Starr seh ich zu, das Blut will mir vor Grauen stocken. Aber Pepa und Teresa jubeln vor Stolz über ihren Bruder. Plötzlich, mitten im Glockenschwung, springt der Bub aus der Erzhale herunter zu uns, und der freie Schwengel schlägt gewaltig an den Mantel. Bravo, bravissimo!

Was tust du, Halunke, die Leute hören es ja! Die Polizei wird kommen. Um Gottes willen hör auf!

Aber der Spitzbube lacht mich nur aus und läßt es noch ein Weilchen weiterläuten, so prachtvoll und feierlich, als wäre morgen Allerheiligen oder der Einzug des Erzbischofs von Perugia. Und niemand kümmert sich unten um uns. Die Glocken in Umbrien dürfen wie jede andere Zunge reden, so oft und laut es ihnen beliebt.

Wer von den vielen Baedekergläubigen kennt Gubbio? Wahrhaft, ich sage euch, eine Woche Gubbio gäbe euch mehr italienische Freuden als die Heße via Milano—Firenze—Roma—Napoli! Freilich, ihr müßtet im Sommer kommen. Der italienische Sommer ist großartig in Umbrien. Keine Fremden! Keine Bummler! Keine Eindringlinge als du allein, Glückskind! Die Italiener unter sich! Sei denn be-

scheiden und tue wie alle Einheimischen! Trinke Nostrano, iß Risotto, löffle Minestrone und schlecke den dottergelben Zambiglione! Liege unter einem kühlen Säulenbogen zu Mittag und spiele Harmonika am Abend oder Boccia über die Via ducale hin mit ein paar Handelsjungen. Was italienischer Stil, lateinische Gelassenheit, antikes Phlegma ist — nicht etwa Faulheit, o nein! — großartiges antikes Phlegma, das lernst du erst hier, außerhalb der großen Städte, in den Bergen und kleinen Borgi, wo man noch altes Hirtenblut und die Seßhaftigkeit der Bauern in alle städtische Verschmitztheit gerettet hat.

Liebes Gubbio in den Bergen, ich werde dich nie vergessen! Wie oft im Brausen unserer nordischen Stadt und in der Geschäftigkeit unseres nördlichen Lebens denke ich an dich und sehne mich nach deiner so gemüthlichen sorgenlosen Klausel! O, ich hoffe dich wieder zu sehen und deine uralten Delbäume, deinen ewig schnupfenden Prevosto und deine zierlichen Töchter, die Sonntags nach der Vesper mit verknüpften Händen in langer, die Straße sperrender Reihe von der Unterstadt zur Oberstadt spazieren, die jungen Burschen necken und singen:

Gianino will mich pflücken,  
Ei, ei!  
Als ob ich eine Pflückerin wär!  
Ei, ei!  
Vern Haselnüsse beißen,  
Ha ha!  
Und Röslein aus den Disteln reißen,  
Dann komm, dann komm, vielleicht,  
Bis dann Bianca sich erweicht.

Auch Beato, den Sigristensohn, will ich wieder sehen. Ah, wie er dann erst läuten wird! Ganz Italien muß ihn hören! Und die Stadtmusik in ihrer farbigen Uniform muß ich wieder auf die Piazza della Signoria marschieren sehen. Und ich will sie wieder den Marsch der Bersaglieri spielen hören. Das wird wieder so zündend sein, daß fast die Pflastersteine zu tanzen beginnen. Und sicher spielt dann Armando Grossi immer noch die Flöte und dudelt immer noch so wunderbare Triolen und Verzierungen in die Melodie wie damals, als ich ihn zuerst vernahm und glaubte, es müsse eine Drossel über den Musikanten fliegen und mittrillern. Auf Wiedersehen, einzig liebes Gubbio!

(Fortsetzung folgt).

## Die Marquardten.

Roman von Oskar G. Baumgartner, Glarus.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Der leichte Sprühregen hatte sich gegen Abend in einen gemächlichen Landregen gewandelt, und gegen Zunachten hin waren die Straßen voll kleiner Bäche und Wasserläuslein. Als der Marquardt um Mitternacht das Land hinabwanderte seinem Dorfe zu, hatte er einen schlechten Weg. Seine Seele aber war zerwühlt und zerrissen von tausend eisigen Wassern der Verzweiflung, war für Glauben und Hoffnung und auch für die Liebe ein gar schlimmer, ungangbarer Weg geworden. Zwar der Glaube an die Kraft und Be-

ständigkeit anderer oder gar an ihre Treu und Rechtsschaffenheit war bei ihm von jeher umso geringer gewesen, je mehr Vertrauen er für sich selber aufgewandt. Und so maßlos ihn sonst die Natur mit Gaben der Einbildung beschenkt, hier hatte sie geknausert, also daß es letzten Endes nur noch für den Glauben an sein eigenes Selbst gelangt, der aber dafür ein baumstarker Kerl geworden war, dem kein Sturm was anhaben gekonnt. Und an ihm wucherte und kletterte hundert- und tausendblättrig grünend, wie ein lustiger wilder

Efeu, die Hoffnung zu unbezwinglicher Höhe hinauf. Die dunkelflammenden Blüten der Liebe aber verschwanden darin und überraschten an diesem Riesengewächse hinwiederum nur als seltne kleine blaue Wunder. Und nun war in diesen knorrigen Baumwuchs ein Blick gefahren und hatte ihn vernichtet — oder war es unten an der Wurzel ein tückischer Wurm der Tiefe gewesen, der seit langem im stillen heimlichen Dunkel genagt und gewühlt, und dann kam der letzte Sturm, und siehe, das treue, feste Erdreich hob sich und tat sich auf, also daß er wankte und stürzte und hinschmetterte der Welt zum Hohn.

Es hatten viele genagt am Untergange des Marquardt: der Lang, der Leuen, die Dörfler, vielleicht auch der Anmann, vielleicht auch seine eigene Eh', vielleicht auch er selber. Zuletzt aber, als der Sturm heraufbrauste und der Lang das Frauenerbe bar und blank einforderte, grad vor der Kornerte, da hatte er schon gewankt und an einer einzigen blöden Wurzel gehangen: an seinem Glauben zum Baron. Da war er denn des Nachmittags nach Frauenfeld hinaufgelaufen, hatte gefragt, gesucht und ihn auf dem Felde gefunden, mitten im Heuen, mitten unter der großen Wetterwolke, hatte seinen Kittel und Hut von sich geworfen und die Fuder geladen und sich gewehrt und gefämpft für drei um eines anderen Heustock. Der Baron aber stand gleich einem Major inmitten des Feldes, Befehlens und Anordnens froh. Als er sich nun des Abends mit dem Marquardt gewichtig und breitschenklich zu Tische setzte, den roten runden Kopf wuschte, die fleischigen Hände über dem ragenden Leibe faltete und mit den dicken Däumlingen wirbelte, halb andächtig, halb ungeduldig des Kommenden wartend, da packte den Marquardt ein tiefer Groll darob, daß er nun dasitzen sollte als ein Knecht, der Essens und Lohnes wartet, da er doch um einer wirklichen und wahrhaften Herrschaft gekommen war, bei der es um eine ganze Bauernsamer, um Hab und Gut, Haus und Hof und Acker und Rühle und das Beste und alles in der Welt ging. Und es verschlug ihm wenig, daß die Wirtin mit freundlichem, teilnehmendem Wesen eine gewaltige Fülle Fleisches und Speisens zutrug, mit stattlicher Gebärde, wieder und wieder zum Zuspruche nötigend. Unwillig schob er bald Teller und Schüsseln von sich und hub an, ein Glas des alten Rotweins um das andere zu leeren und allmählich auf das Ziel seines Kommens hinzusteuern: wie es ein magerer Heuet wäre und eine windige Habersaat, wie nur das Korn hoch und üppig stünde, wie er ein neu Tenn und Scheune und halbes Haus mit einem alten Stall, dazu einen wahrhaften guten Viehstand und Gerätes und Bodens genug hätte, es den Dörflern und vorab dem Lang, seinem Schwager, nicht recht wäre, wie sie ihn möchten erwürgen, es aber nicht fertig brächten, ja noch lange nicht, bei Gott, das wäre ihm noch gespässig, einen, der zwei Zucharten Baumschulen und welsche Frucht hätt', besser als die Pflanzanstalt zu Kostniz! Der Baron aber aß zu, faltete dann wieder die Hände wie andächtig über dem ragenden Wams, sah mit den Augen gradaus und über den Marquardt weg durchs Stubenfenster in die graue Dämmerung, nickte mitunter, bekräftigte den Marquardt in seinem Tun und meinte so zwischen

hinein einsmal übers andere, sie brächten's nicht fertig mit dem Marquardt, da wäre man dann auch noch da. Abgemach aber faßte den Marquardt eine wilde Hoffnung und Zuversicht: Ja, das hätte er sich wohl gedacht, daß man ihn nicht verreden lassen wollte. Vierhundertundzwanzig Döbelein, was sei denn das für ein Geld. Nur auf ein Jahr sollte er's haben, dem Langen sein Schwesternteil in den Rachen zu werfen, nur auf ein Jahr. Da schwieg der Baron lange, sah über den Marquardt weg durchs Fenster in die dunkelnde Nacht hinaus und wirbelte ein paar Mal bedächtig die dicken Daumen. Vierhundertundzwanzig Döbelein, ja, das sei viel Geldes, meinte er dann langsam und ohne den Marquardt anzusehen, so viel Geldes, wie er selber vertereure und doch nicht bar im Sack habe. Eine Donnersache, daß er sich schon bis über den Kopf für einen guten alten Kameraden verbürgt und verbrieft habe und sicher verlieren müßte. Es wäre ihm schon lieber, der Marquardt würde sich an einen andern halten, einen im Dorf oder in der Nachbarschaft. Darauf ward es still in der Stube und der Wein wenig angerührt. Endlich begann der Marquardt wieder, seine Stimme aber klang nicht mehr so tief und klar wie vorhin, sondern hoch und schwankend, als hinge sie an einem Fädelein: Vielleicht täten es auch hundert Döbelein, wenn der Baron mit dem Anmann ein Wort haben möchte. Er, der Marquardt, hätte ja von jeher zu den Herren in Frauenfeld und dem Neuen Wesen gehalten, ob man ihm's auch schwer genug gemacht. Er wolle aber nicht von Dank reden, noch von dem Zug gegen die Preußen. Bettelns halber komme er auch nicht. Und diese letzten Worte tönten ihm wieder tief und klar herauf aus der Brust, ob sie auch leicht nachzitterten.

Und nicht gar lange darnach stand er draußen in der Nacht und ging allein, wie er gekommen war. Aber so fest und wuchtig er die ersten Meilen hinschritt, so wurde sein Gang gar bald müder, schleppender. Ging er nicht vielleicht doch noch einsamer, als er gekommen, hatte er nicht vielleicht etwas beim Baron in Frauenfeld oben zurückgelassen, einen stillen lieben Kameraden, oder gar ihrer zwei, drei, gar eine ganze alte Freundschaft seines Herzens, nicht zum Baron freilich, wohl aber — zu sich selber? War sie nicht niedergeschmettert mit seinem letzten Glauben, seiner letzten Hoffnung, wie ein unterfressener Baum?

So schritt er hin, fühlte weder die Straße noch den eindringenden Regen. Nur daß ihm kalt ward und kälter und es ihm fröstelnd langsam und leise wie ein Messer ans Herz griff. Wohl zuckte das ein paar Mal noch wild auf und zurück, aber dann ergab er sich, nur daß er lange und fürchterlich aufschrie, als es ihm mit grausamem tödlichem Schnitt den Nerv seiner Seele traf. Aber auch diesen letzten Ruf eines am Leben Getroffenen verschlang die einsame Nacht der Landstraße, und war kein Wesen weit am Himmel oder an der Erde, das seine Not mit ihm gelitten hätte.

Dann kam er ins Dorf und vor sein Haus. Das aber lag vor ihm schwarz und ungeheuer als ein Sarg, durch dessen Ritzen auch kein Fünkeln Lichts mehr schimmert. Ein Weile stand er. Dann faßten seine Hände unwillkürlich um sich, wie nach einer Stütze, und faßten



Alfred Soder, Basel.

Exlibris Hans Semm.  
Radierung, 1912.

etwas Kaltes, Fühlloses, eine Beige Ziegeltrümmer, also daß er sich darauf setzte eine lange Zeit und vor sich hinstarrte, bis ihn der Frost des leise anbrechenden Tages schüttelte, der nun irgendwo im Osten heraufdämmerte. Da richtete er sich mechanisch auf, wie ein Träumender, und wankte über die Hofstatt. Wie er aber durch den Gang in die finstere Stube trat, ging die Kammertüre, ein Fünkeln blickte auf, und ein Lämplein zündete sich an. Es war die Marei. Angekleidet wie am hellen Tage stand sie, bleich, mit großen Augen und fest geschlossenem Munde. Hoch hob sie die Lampe und leuchtete dem Marquardt, also daß ein paar zittrige Strahlen sich an sein Antlitz verloren, und das war grau wie ein Sandstein und leblos und voll tiefer Gräben und Rinnen, also daß die Marei ein Schrecken anfiel und sie die Lampe abstellen mußte. Aber nicht lange, da glitt über ihr Gesicht ein seltsamer Schein. Und sie gab ihm ein Zeichen und leuchtete ihm voran. Wie er aber mit ihr unter die Kammertüre trat, da wies sie mit der rechten Hand nach der Kammerdecke. Und dort an der Wand hing der Stuken. Langsam hob der Marquardt das müde Gesicht hinüber und sah lange, lange hin. Dann aber schüttelte er nur den Kopf, sank auf einen Stuhl, barg das Gesicht in die Hände und begann zu schluchzen und zu weinen, wie ein Kind. Da ließ die Marei ihn gewähren. Nur daß sie zuweilen zu ihm trat und in stummem Mitleid ihre fühle schmale Hand ihm auf das wirre Haar legte und ihn leise streichelte. Und dann war ihr, als verstünde sie aus dem herzbrechenden Schluchzen ein paar Silben, zwei Worte nur immer wieder, und die sagten: „Zu spät. . . Zu spät!“ Sie aber nickte nur, und ein weher Zug fuhr ihr um den blassen Mund, da sie leise ihn wiederholte: „Ja, wohl ist es zu spät!“

Am nächsten Morgen fuhr die Marei mit den beiden Großen und den Scheggen in den Acker hinaus. Hell schien die Sonne, und der Himmel lachte so blau und rein, als hätte ihn nie ein Wölklein getrübt. Da sie am Kirchacker vorüberkamen, nickten und wogten die Halme ihnen zu und waren in dem leichten Ostwind gleich einem goldenen Meere, also daß es eine Wonne war zu schauen und die Kinder sich freuten. Da aber hielt die Marei einen Augenblick an, ging hinüber an den Acker und holte jeglichem eine lange gelbe Aehre, daß sie sich des Nückens und des goldenen Glanzes freuten, den die Sonne in die Körner streute, und sie die Mutter fragten, wann wohl der Vater den Kirchacker schneiden ginge. Da schüttelte die Marei den Kopf, und indem sie die Kinder an sich nahm und hielt, sagte sie: „Morgen wird der Better Lang diesen Acker samt dem Korn und dem Langbirnbaum uns wegnehmen.“

Als nun die Kinder fragend zur Marei aufblickten, sahen sie, wie aus ihrem Antlitz feine funkelnde Tränentropfen auf die Erde fielen wie goldene Weizenkörnlein, und da das Antlitz der Marei dabei hell und klar blieb und ruhig, als wär's ihr eine Wohlthat und Erlösung, betrübten sie sich weiter nicht, ja, freuten sich schier der goldenen Tränenkörnlein, die da friedlich die Erde segneten, und ahnten nicht, durch welche Schmerzen und Nöte hindurch diese Ernte gereift. Denn je tiefer der Pflug in den Acker fährt, umso

größer steht die Frucht, und also steht über der vom Kummer gepflügten Seele gar oft der goldene Weizen. Am Tage darauf aber war die Versteigerung.

## II.

### Im Teufelswinkel.

Nachdem die Bauern die Acker und das Gut des Marquardt unter sich, gleich wie die Knechte des Herodes den Mantel Christi, verteilt hatten, war ihnen wieder auf eine Zeit wohl. Und sie ließen ihm Haus und Garten samt der Pflanzschule und dem Teufelswinkel, indem sie meinten: So, jetzt habe der Marquardt eine Bauersame, die ihm akkurat und gleich wäre. Seine alte Wirtschaft aber wäre ihm viel zu groß gewesen, gleich einem Kittel mit zu langen Ärmeln und Schößen und der nirgends recht paßt, also daß er einem zuletzt noch über den Kopf geht. Und indem sie so seiner spotteten — denn sie wußten wohl, daß zu einer Bauersame mehr als ein unausgebaut Haus und ein Acker, den der Teufel mit Unkraut und Steinen übersät, gehört — so schufen sie dem Marquardt wieder einen neuen Ernst und Willen zum Leben. Er gedachte, sich eine Bauersame und ein Leben zu schaffen, das ihnen wenig wert und zu nutz, aber umsomehr zum Schaden sein sollte. Aus der Versteigerung war ihm noch ein Weniges geblieben, also daß er hinging gen Kostniz auf den Markt und sich eine weiße Mutschgeiß holte. Und das war seine Viehhabe.

Noch einmal aber, ehe er mit Nadelstichen Bergeltung üben mochte für den groben Bolzen, mit dem sie ihm Grund und Wurzel seines Daseins gesprengt, mußte er hinein in die schwärzeste Flut der Demütigung, als der Lang in den Kirchacker fuhr, Korn schneiden. Da hätte er sich gleich einem Maulwurf in die schwarze Erde bohren mögen, so ging es seinem Herzen nah, und es war ihm keine Ecke in Haus und Stall und Tenn dunkelmächtig genug, ihm Aug und Ohr vor diesem Trauerpiele, das dem Lang ein Freudenpiel war, zu behüten. Also barg er sich zu hinterst im Tenn hinter Häcksel und Streu und allerlei Geräten den ganzen Tag und dachte weder Essens noch Trinkens. Als er aber des Langen Peitsche knallen hörte und mehr und mehr den Boden dumpf erzittern spürte unter den Kornfüdern, den hochgeladenen, schweren, die da der Lang aus dem Kirchacker hereinbrachte, erzitterte sein Inneres mehr und mehr vor Grimm und ohnmächtigem Zorne, also daß er im Herzen dachte, des Abends, sobald es nachtete, zu einem Schoppen über die Straße und seinen Grimm ersäufen zu gehen. Denn seit seinem letzten Weg gen Frauenfeld hatte er allen Widerstrebens Nutzlosigkeit eingesehen und alle Rebellion gegen den Lauf des Schicksals aufgegeben.

Auch der Marei war nicht entgangen, daß es dem Kirchacker nun an den Schnitt gehen würde. Und obwohl sie noch vor wenig Wochen sich in ihrem Stolz verschworen hatte, daß der Acker nicht dem Langen werden sollte, so schickte sie dennoch des Nachmittags ihre Kinder hinaus auf den Kirchacker zum Aehrenlesen, statt zur Ernte — zum Betteln, statt zum Heischen. Denn seit jener Nacht, da sie gleich Christ am Delberg vor Gott lag und einen Engel herabflehete, aber von

ihm geschlagen ward, waren Stolz und Stärke und Kraft gleich ungetreuen Jüngern von ihr gewichen, also daß sie zwar noch eine sorgliche Liebe, aber auch ein schwaches Opfer und ein großes Leiden blieb. So sprach sie zu sich selber: Es ist besser, daß ich meinen Stolz geißle und meine Kindlein betteln schicke um eine Mehre, die sie sättige, als daß ich sie mit Hochmut füttere, davon sie hungrig bleiben. Und die Kinder gingen hinaus auf den Kirchacker, Mehren lesen.

Die Schnitter und der Lang hielten grade unter dem großen Birnbaum Rast, der am Rande des Ackers seine dunkellaubigen Äste zur Hälfte über den Weg und zur Hälfte über den Ackerrain reckt, als der Better der Kleinen gewahr ward. Er setzte den Mostkrug ab und schlug eine kurze eckige Lache an: „Da kommen die rechten Schnitter!“ Die Knechte lachten; aber einer, der die Sache und den Hergang mit der Gant und alledem wohl kannte, meinte: „Ja, ist denn ein Schnitter rechter als Ihr, Lang? Ich dachte, Ihr wärt der Rechte auf dem Kirchacker!“ Es klang wie ein ungeschickter Spaß, also daß man nicht recht darauf kam, wie's gemeint wäre. Aber der Lang, dem nichts so zuwider war, als wenn einer anfing, von Recht und Gerechtigkeit zu reden, machte ein giftig Gesicht: „Sauft zuviel Most, zuviel Most ... Tötet besser mehr werfen, mehr werfen!“ Da räusperte sich der Knecht und meinte: „Der Gast redet allweil nach dem Weine!“ Und die Schnitter lachten wieder; denn sie verstanden diesmal gar wohl, daß der Knecht auf das Wasser im Moste anspielte. Und dessen war nicht wenig. Unterdessen waren aber die Kinder an den Rain gekommen und wollten eben mit niedergeschlagenen Augen und verlegen bloßfüßig vorübertrippeln. Da rief ihnen der Lang: „He, he, ihr Schnitterlein, Schnitterlein! Wir haben grade nur noch, noch ... auf eure Erlaubnis gewartet, um zuzuhauen, hauen!“ Da aber die Kindlein zweifelnd stehen blieben und herübersahen, fuhr er fort: „Gibt's keine Sichel mehr, Sichel mehr ... bei euch zu Haus? Ei ja, werdet sie halt so gar viel nicht brauchen mehr ... Wenn ihr nicht schneiden könnt, helft wenigstens saufen und fressen, fressen ... Das kann euer Alter auch am besten, besten!“ Und wieder schlug er eine grelle Lache an. Aber wie auch der Bernhardlein das Mäulchen spitzte und hinübersah und der Marquardtlein, im ungewissen, die große Zehe auf und nieder richtete, damit Steine zu haßen, das Mineli zog beide rasch entschlossen weiter, der Ackereinfahrt zu, Mehren zu lesen. „Wie die Marei, die bare Marei, die Krott,“ brummte da der Better Lang und sah ihr nach. „Einweg, einweg, laßt sie nur, die machen mich nicht leicht arm, arm!“ Dann standen die Schnitter auf, nahmen ihre Sensen, die sie an den Baum gelehnt, und bald rauschte der Korntod wieder mächtig in den nickenden Halmen. Hinter sie aber traten die Schnitterinnen und banden die Garben. Wo ihnen aber eines der Kindlein folgte; ließen sie unversehens und heimlich vor dem Langen ein paar Halme liegen, daß die Kleinen ihre liebe Not hatten mit der Lese und dankbar und hastig manches heimlichen Schluckes aus einem Mostkrug und Bisses in ein Stück Brot genossen, das ihnen die Weiber hin und wieder in ihrer geschickten Art boten. Und so reich

war der Acker, daß ihnen noch das Mehrenlesen zu einer Ernte wurde. Also lagen gegen Abend drei mächtige Garben am Rain gegen die Straße, und die Kindlein vermochten sie nicht zu schleppen. Aber um Znacht herum fuhren sie mit einer Stoßkarre hinaus und führten ihre Ernte heim. Als die Kinder der Mutter erzählten, welche Redensarten der Better Lang geführt, da wußte die Marei Gott Dankes genug, daß er sie nicht des Langen Weib und Quelle von Kindern solchen harten Sinnes und Herzens hatte werden lassen. Und als es gegen Nacht ging, sandte sie das Mineli zur Nachbarin eine Kerze holen, damit der Vater in der Dunkelheit nicht stolpere noch falle, wenn er aus der Leuenstube heimkehre.

Als die Zeit der Kirschen nahte, gedachte der Marquardt seines Planes wider die Dörfler, machte sich auf zu den Bauern des Unterlandes, besah ihre Kirschbäume und kaufte ihre Ernte, also daß sie weiter keine Mühe mit dem Lesen noch Angst vor dem Hagel zu haben brauchten, sondern um ein schön Stück Geld alles dem lieben Gott, dem Better und dem Marquardt überließen. Bald fuhren nun die Bauern und die Städter gen Kostniz auf den Kirschmarkt. Weil nun die Blust verschneit und verrostet worden an etlichen Plätzen, hatten die Dörfler davon ein groß Gerede angerichtet, es wäre nichts Rechtes vorhanden und auch noch das Schlechte so rar, daß man wenig abgeben, aber umso höh're Preise nehmen könne. Und sie freuten sich schon hohen Gewinnes. Da aber fuhr auch der Marquardt zu Markt, unterbot sie, denn er hatte der Körbe genug und waren ihm alle feil um ein Geringes. Und als er um die Mittagsstunde den letzten Kratten um einen Pfifferling loschlug, konnte er sich auf den Heimweg machen mit einem schweren klingelnden Stümplein, und gehörte auch die Hälfte davon den Bauern im Unterlande, so blieb ihm doch noch Lohnes genug, vorab aber die Freude, die Dörfler noch bis zum Abend bei ihren Körben und ihre Sach' zulezt um ein paar Bazen absetzen zu wissen. Also setzte er sich des Nachts in den Leuen, genoß ihrer Wut und des Weines und zeigte ihnen den Meister.

Ebenso erging es den Dörflern mit der Obstlese. Wo der Marquardt aber den Wald kannte und wußte, daß da wilder Hopfen wüchse, ging er hinaus, schnitt ihn, sammelte ihn und trug ihn nach Haus in die Hopfenkammer, daß er da gerupft werde. Aber auch die Mühlein der Buchen und die Schoten der Eschen wußte er zu nutzen und zu verhandeln zur Delbereitung, und noch die Mispeln mußte der Marquardtlein von den Bäumen herunterholen als ein gut Milchfutter für die Muttsgeiß. So ward ihm Wald und Feld zu einer Güterkammer, und da ihm ihre Sorgen fehlten — denn diese hatten ihm die Dörfler samt den Gütern abgenommen — genoß er eines leidlichen Zustandes, und es ging ihm zwar nicht ein Strom, aber doch ein munter Bächlein Geldes durch die Finger, sodas er sich und die Seinen wohl ein Weniges aus dem Sumpfe hätte heben mögen, wäre nicht allzuviel von diesem Bächlein in roten Wein und weißen übergelaufen. Es war ihm nun einmal nicht gegeben, aus vielen Bazen einen Taler und vielen Kleinigkeiten ein Großes und Ganzes zu machen, also daß ihm alles wieder unter

den Fingern zerrann, wie es ihm zugeflossen. So litt er selber zwar keinen Mangel, aber sein Haus war nicht besser bestellt denn vorher, und wenn nun zwar die Mühe und Arbeit des Feldes abging, so fehlte doch wiederum auch dessen Segen. Wohl feierten die kleinen Lehrenleser im Herbst das herrliche Fest der selbstgebackenen Brote, wenn der Vater ein Säcklein weißen Mehles aus der Mühle brachte, das er aus ihrer Bettel-ernte gewonnen. Aber das meiste verkaufte er doch davon dem Bäcker, und auch dies Fest dauerte zur Not kaum eine Woche, schmedte es schon altbacken wie andere Tage. Mit den Kartoffeln aber war man schon vor dem Herbstmonat auf den Grund gekommen, wenn die Dörfler erst in die Acker fuhren und auszu-graben begannen. Also stand zum Winter wenig Erfreuliches bevor, und die langen Nächte gähnten der Marei trostloser denn je entgegen.

Aber noch aus einer andern Ursache bangte die Marei vor der kommenden Zeit. Sie fühlte sich Mutter und sah einem Ereignis entgegen, das man stets ein „freudiges“ zu nennen pflegt, ob sein Eintreffen gleich beim sechsten Male mit andern Wünschen und Sprüchen begleitet wird als beim ersten, zumal unter armen Leuten. Also sahen die Kinder hin und wieder eine alte Frau in der Mutter Kammer ein- und ausgehen, bis eines Morgens die Kammertüre ganz zublief. Nicht lange darauf vernahm man von daher ein fremdes, feines, hohes Stimmlein, und nach drei Tagen schon durften die Kinder das Neugeborene staunend umstehen und mit den Fingern leise betupfen,

wenn die Mutter das winzige blasse Ding auf dem Tische wusch und wickelte.

Am einem dunkeln frostigen Septembernachmittag, da die Kinder alle beieinander auf dem Ofen saßen, hatte die Mutter das Kindlein in seinem Körbchen hinaufgestellt und ein Enderzlein angezündet, und das Kindlein war weiß und bleich wie ein Totenengelein. Sie selber aber setzte sich mit Mühe zu den Kindern auf den Ofen und begann zu beten, während ihr leise Tränen über die Backen herabrollten. Eine ganze Weile sahen die Kinder ihr so zu. Dann aber, wie das Beten nicht endete, fragte das Mineli: „Mutter, was weinet Ihr denn so?“ Drauf die Mutter: Das arme Würmlein hab' keine Wärme und kein Blut, und da nehme es der liebe Gott wieder zu sich in den Himmel. „Ei, Mutter,“ meinte da das Mineli altflug, „und hat denn der Teufel das Feuer, und im Himmel ist's kalt?“ Da aber die Mutter schalt und es ihr verwies, da im Himmel weder Kälte noch Wärme, noch auch Hunger oder Durst wären, seufzte das Kind und sprach: „Und ist doch so schön, wenn man ein Holz hat und einen Ofen, frisch Brot zu backen!“ Da mußte die Marei ein Weniges lächeln, ward aber gleich wieder ernst und sagte: „Siehst du, Kind, und so laß mich nur weinen über den Tod dieses Würmleins, weil ich dran denke, daß wir im Leben nichts Besseres kennen als eben dies Leben!“

Eine kurze Zeit darauf aber trug man das kleine Leichlein auf den Kirchhof hinüber.

(Fortsetzung folgt).

## Schweizerische Exlibriskunst der Gegenwart.

Nachdruck verboten.

Mit vier Kunstbeilagen und über fünfzig Reproduktionen im Text.

Aus den Schatzkammern der Kunst greife ich einen Becher heraus. Vor Jahrhunderten von primitiver Form, haben die Hände Auserwählter ihn zum edeln Kunstwerk erhoben und ihn geweiht für alle Zeiten. Doch die ihn erbten, achteten des übernommenen Schatzes kaum, und die Zauberformel seines Zierats wußten sie nicht zu deuten. Spätere Geschlechter erinnerten sich wieder seines Besitzes, und sie schmückten den Pokal mit manchem feingeschliffenen Stein; bis die Generation kam, die das Kunstwerk ans Licht des neuen Tages hob. Und berufene Hände gossen neuen Wein in die alte edle Schale.

Das ist die Geschichte des Exlibris. Exlibris — das heißt: Bucheigenerzeichen, das in irgend einer Art des Druckverfahrens dem Buche einverleibt wird und so den Besitzer dokumentiert. Ehrwürdig ist das Alter dieser schönen Sitte, die, einer Zeit entflammend, da der Besitz eines Buches eine Kostbarkeit bedeutete, dem Bedürfnis entsprang, dieses wertvolle Eigentum zu schützen. Von diesem Gebrauch legen die handgemalten

Wappen und Inschriften in den Pergamentfolianten und Inkunabeln des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts Zeugnis ab, die als Eigentumsvermerk meist auf der Innenseite des Vorderdeckels angebracht waren.

Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst ging auch die Verbreitung der Exlibris-arte durch Herstellung der Bibliothekzeichen auf mechanischem Wege Hand in Hand. Das älteste Exlibris dieser Art, das bis jetzt bekannt und durch einen unserer bedeutendsten Schweizerischen Exlibris-sammler dem Landesmuseum gestiftet wurde, trägt die Jahreszahl 1499. Während bis Ende des sechzehnten Jahrhunderts der Holzschnitt vorherrschte, wurde er späterhin mehr und mehr vom Kupferstich verdrängt.

Die Auserwählten aber, die zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts die schöne Sitte des Exlibris erst zur Kunstgattung erhoben, sind neben Lucas Cranach dem Ältern und Hans Burgkmair keine Geringeren als Albrecht Dürer und Hans Holbein der Jüngere — Namen, die Basels Ruhm um ein Gewaltiges mehr-



EX LIBRIS  
HANS LICHTENHAHN

Burkhard Mangold, Basel. Exlibris Hans Lichtenhahn.  
(farbige Originalstiftographie).